Mecklenburgische Monatshefte

Begründet von Johannes Gillhoff

6. JAHRG. JUNI 1930 6. HEFT

Land Ratzeburg

Dr. Gerhard Ringeling

An der Westgrenze Mecklenburgs nach Holstein hin liegt zwischen dem Unterlauf der Trave, Dassower Binnensee, Wakenitz und dem Ratzeburger See das Land Ratzeburg, von den drei Teilen Mecklenburgs das kleinste und doch ein Ländchen höchst persönlicher Prägung.

Ratzeburg die Stadt, die eitle Schöne, am Silberspiegel ihres Sees kennt mancher. Scharen von Fremden kommen alljährlich und lassen sich von dem hochgetürmten Bau ihres Domes, wie von einer bergenden Gottesburg hinreißen. Das stille Land im Norden bleibt den meisten verschlossen. Und ist doch schön wie wenige Ecken unserer Heimat! Was ist es, was dem gebürtigen Ratzeburger, wenn er im östlichen Mecklenburg wohnt, vor Augen tritt, wenn er an Daheim denkt? Das ist der frei schweifende Blick über das wellige, weite Land, bis an die fernen, bläulichen Silhouetten der alten Wahrbäume, hochgereckte Eichen mit zackigen vom Sturm zerzausten Kronen, die im silbrigen Grau der Ferne verschwimmen. Hier im Osten ist das Land eben und flach, eintönig laufen die Schläge und Weiden ins Unabsehbare. Bei uns wogt das Land und die krausen Wallhecken, über die im Juli die Heckenrose ihre seidenen, rosa Schleier breitet und der Jelängerjelieber den schwülen Duft haucht, hegen die Landstraßen und umsäumen die Felder. Ein halbdutzend Dörfer überschaut mein Blick von der Höhe des Ilenberges mit ihren Dorfmarken. Zusammengekuschelt ducken sich die mächtigen Strohdächer in den Schutz der alten Baumkronen, freundnachbarlich und doch durch die Knicks sauber geschieden, rücken Acker und Koppeln zusammen, und über den Hofmauern aus ungefugten Granitfindlingen klettern Malven und Königskerzen. Fern am Horizont sticht ein spitzer Kirchturm in das helle Blau, und drüben, wo die Chaussee wie ein helles Band am Hang hinaufklettert, dreht die alte Holländermühle die gewaltigen Flügel im frischen Wind. Sich dehnende Weite und traulich bergende Nähe — seltsam faßt der wolkenüberschattete oder lichte Himmel bei uns diese Gegensätze zu einer lebendigen Einheit zusammen. Und seltsam bunt und wechselnd ist die Landschaft. Karge Heide im Westen nach Palingen zu, lichte Fichtenwaldungen, arme Acker. Auf dem Moor haucht der Gagelstrauch seinen herben Duft aus. Die alten Torfstiche, auf deren Dämmen schlanke weiße Birkenmädchen die grünen Haare im Winde flattern lassen, überzieht der Sonnentau mit schimmerndem Rot und Bickbeeren bauen Miniaturwälder auf. Das Distelhorster und Selmstorfer Moor sind Gott sei Dank botanisch noch nicht entdeckt und bewahren ein Stück freier Natur den Freunden, die einen tüchtigen Fußmarsch nicht scheuen. Am andern Ende der Skala: Rodenberg. Das ist Weizenboden, fast schon Klützer Winkel. Der Ackerbau gedeiht.

Und zwischen hüben und drüben —

Am Mechower See — Aufn. K. Montag

welche Fülle wechselnder Bilder. Die Hohenmeiler Tannen, jäh abstürzend zum Traveufer, der Rupensdorfer Wald, mächtige stolze Buchenhallen, die weite Niederung der Maurinewiesen nach Bünsdorf und Malzow hin, mit ihren Weiden und Ellerngruppen und dem blanken, braunen, gewundenen Lauf des Flüßchens, auf dem früher ab und an rotbraune Segel der Flußkähne mit Ziegelsteinen träge dahinglitten: Fast ein Stückchen Worpswede. Oder endlich ein verträumter Winkel, wie die Maurinemühle hinter **Ollndorf**, wo man sich in ein Tal Thüringens verschlagen glaubt. Wie oft habe ich nicht am Mühlteich gesessen, damals, als die malerischen alten Weiden ihn noch umzirkten, und der alte Müller mit den freundlichen blauen Augen und dem rötlichen Bart erzählte dem Knaben von seinen Kriegsjahren 1870. Und hernach fuhr man auf flinkem Rad durch die lustige schiefe Birkenallee nach Ratzeburg herunter.

Unsere Heimat hat einen ganz eigenen seelischen Charakter. Es ist Bauernland in einem besonderen Sinne, wie er in Mecklenburg sonst nicht vorkommt. Das sture und stolze Bauerntum gibt über das rein Landschaftliche hinaus dem ehemaligen Fürstentum seine besondere Note. Es muß auffallen, daß hier neben zweiundsiebzig Bauerndörfern nur drei Allodialgüter stehen. Ferner ist bedeutsam, daß bei uns der Bauer das ganze Mittelalter hindurch nie leibeigen war, daß es demzufolge eine Bauernbefreiung im eigentlichen Sinne nie gegeben hat.

Das Land Ratzeburg ist aus dem alten Bistum hervorgegangen. Sein Sprengel, d. h. das Gebiet, das seiner kirchlichen Leitung unterstand, reichte von Bergedorf bis Wismar und im Süden bis Eldena. Als Landesherr aber gebot er nur in der nördlichen Hälfte des Landes Ratzeburg, der Terra Butin, an die noch heute der Name Boitin Restorf erinnert.

Nun saßen in der Kolonialzeit bei uns wie überall im Slavenlande die Ritter verstreut. Ihre Acker lagen mit denen der Bauern im Gemenge, und sie hatten über diese eine Menge grundherrlicher Rechte. Um ihr Gebiet auszudehnen und abzurunden, kauften nun die Bischöfe die mächtigen Rittergeschlechter aus. Damit gingen alle landesherrlichen Rechte auf sie über, und sie erwarben die ungeteilte Herrschaft über ihre Untertanen, waren also an ihrem wirtschaftlichen Gedeihen unmittelbar interessiert und erhielten sie im Genuß ihrer alten Freiheiten. Denn als freier Pächter war der sächsische Siedler in die Ostlande gezogen, nicht als Besitzer.

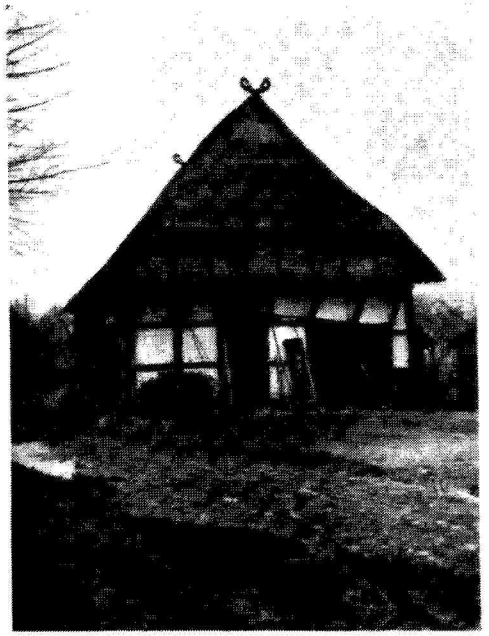
Im östlichen Mecklenburg aber ändert sich nun das Bild. Als mit dem Steigen der Getreidepreise im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Landwirtschaft einträglich wurde, als gleichzeitig infolge des sinkenden Geldwertes der Ritter nicht mehr auskam mit den Renten, die er von seinen Leuten bezog, um ein standesgemäßes Leben zu führen, da ging er auf kolonialem Boden zur kapitalistisch betriebenen Landwirtschaft über: er „verbauerte" wie die Herren Vetter westlich der Elbe spöttisch sagten, d. h. er wurde selber Landwirt, „legte" seine Bauern, drückte sie zu Tagelöhnern herab und schuf aus der so freiwerdenden Feldmark das moderne Rittergut. Da der Siedlungsraum des Ostlandes inzwischen längst gefüllt war, konnte der Bauer nicht ausweichen, das römische Recht, das eindrang, vor dem er als Kolone galt, vernichtete die alte Rechtsgrundlage, so wurde er leibeigen. Nur wo der Landesherr die schützende Hand über ihm hielt, im Domanium und insbesondere in der armen Südwestecke Mecklenburgs, in der „grisen Gegend", wo der magere Boden zum Betrieb einer Gutswirtschaft nicht verlockte, blieb der ursprüngliche Charakter unserer Heimat als Bauernland einigermaßen bestehen. Sonst aber verschwinden die Dörfer, und weite Gutsbezirke traten an ihre Stelle, vor allem, als der Dreißigjährige Krieg das Land wüst und leer gemacht hatte.

Dieser Knick in der Geschichte unseres Volkstums blieb dem Lande Ratzeburg ebenso wie den holsteinischen Bistümern erspart. Um 1400 haben Bischof und Domkapitel die ritterlichen Besitztümer in ihre Hand gebracht, und gleich den großen Herrschern des Absolutismus, treiben sie eine fast modern anmutende Bauernschutz- und Siedlungspolitik. Die Abgaben der Bauern machen ihre wesentlichen Einkünfte aus, so wird der Bauer geschont und gefördert. Zwar erhöhen sich Steuern und Leistungen — das war bei der steigenden Grundrente nur gerecht — aber seine Freiheit wurde nicht angetastet. Bis in das siebzehnte Jahrhundert erhielt sich das Landgericht in einer seltsam altertümlichen Form, wo unter Leitung der Beamten die Bauernschaft unter freiem Himmel wie im altgermanischen Thing sich selber das Recht sprach. Überhaupt wurden nach der Säkularisierung des Bistums die alten Verhältnisse im wesentlichen bewahrt und schonend in die neue Zeit übergeführt.

So erwuchs in diesem Ländchen ein selbstbewußtes Bauerntum von starker Tradition. Es dürfte wenige Gegenden unseres Vaterlandes geben, wo ein Geschlecht fünfhundertfünfzig Jahre auf seinem Hof sitzt, wie die Renzows in Rodenberg. Und dieser Fall ist keine Ausnahme. Eine nicht unbeträchtliche Zahl unserer Hauswirtsfamilien dürften unmittelbar in die Kolonialzeit zurückgehen. Welch wundervolles Bild volklichen Wachsens und Werdens ergibt das „Geschlechterbuch" unserer Bauernschaft, das der überaus rührige Heimatbund für das Land Ratzeburg herausgebracht hat (Krüger, Dreißig Dörfer des Fürstentums Ratzeburg, bearbeitet von Professor Dr. Ploen). Dies Buch, dreihundertfünfzig Seiten stark, bietet die Genealogie der Bauern und Büdner von dreißig Dörfern und stellt volkskundlich eine Musterleistung dar, denn es vermittelt in Umrissen fast die Geschichte der einzelnen Bauernstellen.

Bodenständigkeit und freieres Selbstbewußtsein das sind Züge unserer Bevölkerung, die nach Holstein weisen, wie auch der Menschenschlag ranker ist und mehr Blonde aufweist als in dem Gebiet jenseits der Linie Wismar—Schweriner See. Mit dem Holsteiner teilt der Ratzeburger den kühlen, rationalen Sinn für Wirtschaft und Handel, auch für wissenschaftliche Tä-

Ollndorf im Ratzeburgischen — Aufn. K. Montag



Backhaus in Malzow — Aufn. K. Montag

tigkeit. Seltsam steht daneben ein starker Hang zur Sentimentalität.

Was ihn aber in seiner inneren Haltung vom Holsteiner unterscheidet und wiederum zum Mecklenburger stellt, ist die Tatsache, daß er gleich ihm die Geschichte im wesentlichen passiv erlebt hat. Die Geschichte unserer westlichen Nachbarn erhält ihren heroischen Akzent durch den Kampf mit dem Meer, dem blanken Hans, und mit den Dänen. Das letzte heroische Zeitalter in Mecklenburg war die Hanse und ihre Kämpfe um die Herrschaft auf der Ostsee. Seit dieser Zeit haben kriegerische Auseinandersetzungen, wie sie immer wieder über uns hingingen, nur den Sinn des Unglücks, das man erleidet ohne innerlich beteiligt zu sein, und erst das neunzehnte Jahrhundert gab uns mit dem Hineinwachsen in das große deutsche Vaterland wieder ein geschichtliches Erleben hohen Stils.

Dieser Menschenschlag nun, zäh und erdverwachsen hat verhältnismäßig rasch die Blutzeit des Dreißigjährigen Krieges überwunden. Quellende Bauernkraft füllte bald wieder die verödeten Dörfer und nahm unverdrossen die wüsten Acker unter den Pflug. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts macht sich steigender Wohlstand bemerkbar. In diese Zeit reichen die älteren Bauernhäuser unserer Landschaft zurück. Stattliche Bauten, in denen in steigendem Maße Backsteinfüllung die alten Klehmstakenwände verdrängen, mit zierlich und stilsicher geformten Vordergiebeln, deren Bauerntanz und Donnerbesen auf Freude an ornamentalem Schmuck deuten, zeigen eine wachsende Behäbigkeit. Scheunen die neben das alte Einhaus treten, deuten an, daß Feld und Weide höhere Erträgnisse abwerfen, und immer wieder wettern die Edikte Serenissimi gegen Aufwand bei Hochzeiten und Kindstaufen. Das schöne Zinn- und Kupfer-Geschirr, von dem das Heimatmuseum nur einen bescheidenen Rest bergen konnte, erweist die gesteigerten Lebensansprüche. Ein vernünftiges Anerbenrecht verhinderte die Zersplitterung der Stellen, ebenso wie die gesunde Heiratspolitik der Hauswirte. Am liebsten machte man „Tuschfrie". Das heißt, zwei Familien verheirateten ihre Kinder, Sohn und Tochter, über Kreuz. Freilich hatte diese nahe Verwandtschaft oft physisch üble Folgen, da die Dörfer meist in sich, keinesfalls aber über die Kirchspielgrenzen hinaus zu freien pflegten.

Den entscheidenden Aufschwung indessen nahm das Land, als um 1800 die Verkoppelung oder Separation durchgeführt wurde. Die Dörfer des Landes sind nämlich mit Ausnahme von Lübseerhagen durchweg nicht aus wilder Wurzel gewachsen, d. h. nicht als Hagendörfer auf Rodungen angelegt, wo jeder Siedler seine Hufe, geschlossen um sein Gehöft gelegen, bekam. Die Eingewanderten wurden vielmehr in verlassenen Slavendörfern, Rundlings- oder Straßendörfern, untergebracht, wo sie die auch den Wenden eigentümliche Gemengelage übernahmen, die sie in ihrer westelbischen Heimat kannten. Jeder Bauer hatte auf jedem der verschiedenen Kampe seinen Ackerstreifen, konnte ihn also nur in Einvernehmen mit dem Nachbar bestellen und ernten. So bildete der säumige Hauswirt eine Last für den Fleißigen und eine Behinderung im Wirtschaftsgang. Da griff die Regierung ein und setzte eine Neuaufmessung und Verteilung der Dorfflur durch, bei der jeder Hufner seine geschlossene Feldmark bekam. Freilich — der Widerstand war groß. Bis an das Reichskammergericht in Wetzlar gingen die Querköpfe, und die Bauerndeputationen, die in

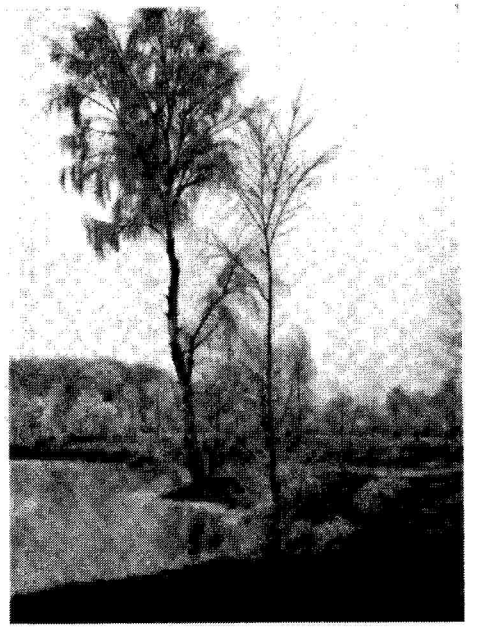
ihrer kleidsamen Tracht in Strelitz erschienen, führten eine mehr deutlich als höfliche und einem Untertanen angemessene Sprache. Aber endlich ward das schwere Werk geschafft und gleichzeitig wurde die Überführung aus dem ursprünglichen Pacht- in das Besitzverhältnis endgültig durchgeführt und geregelt. Erst die Nachkriegsentwicklung hat aus dem „Bauernlehen" den freien Besitz in seiner letzten Konsequenz geschaffen.

Die Verkoppelung bringt in unser Dorfbild einen neuen Zug. Hier und da immer häufiger löst sich ein Hausbesitzer aus dem Dorf und „baut sich aus", d. h. errichtet seinen Hof draußen in seiner Feldmark. Dabei entsteht ein neuer Hoftyp, der dem Gutshof abgesehen ist: Das Wohnhaus in Querlage, rechts und links flankiert von Viehstall und Scheune. Schade nur, daß die größere Zahl dieser Bauten in die Zeit stärkster Verrohung unserer ländlichen Architektur fällt. Erst in jüngster Zeit beginnt man wieder das Haus der Landschaft mit einem tieferen Gefühl künstlerischer Verantwortung einzufügen.

Der starke Eindruck geschlossener bäuerlicher Kultur unserer Landschaft ist wesentlich mitbedingt durch die Tatsache, daß sie unberührt blieb vom Einfluß der Stadt. Denn der Hauptort des ehemaligen Fürstentums, das saubere, ansehnliche Landstädtchen Schönberg ist selber aus einem Dorf erwachsen.

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts war der Aufenthalt der Bischöfe in Ratzeburg höchst unbehaglich geworden. Die Herzöge von Lauenburg plünderten und raubten. Da fiel das Augenmerk der Bedrohten auf das Kirchdorf Schönberg mit seiner von Natur geschützten Lage.

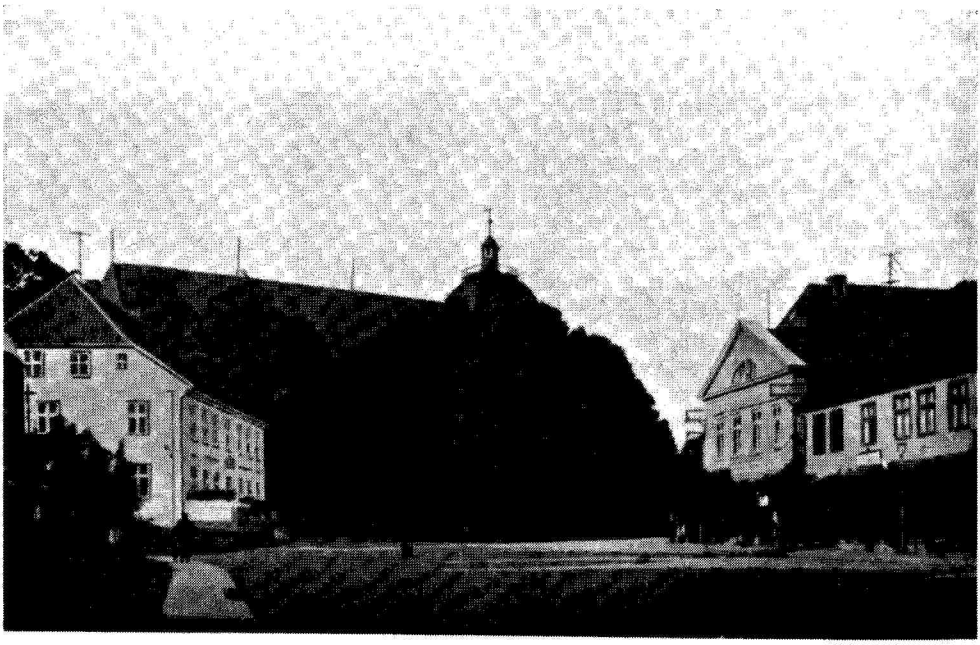
Inmitten einer weiten Mulde lag es auf einer steilen Kuppe, im Nordwesten durch den Oberteich und seine sumpfigen Ufer, im Osten durch die Maurine und ihre quellige Wiesenniederung geschützt. Nur im Südwesten lief ein lehmiger Höhenzug herein, dort scheint schon in ältester Zeit eine Palissadenbefestigung gelegen zu haben. Im Osten und Nordwesten führten Dämme durch die Wiesen, die durch Tore geschützt, leicht zu verteidigen waren, nach Nordwesten überdies durch zwei überbrückte Wasserläufe besonders gesichert erschienen. Das war ein Ort, just wie ihn der geistliche Herr brauchte. Zwar auf der steilen Kuppe um die Kirche lagen die Gehöfte der Bauern, der Platz war besetzt. Aber auf dem heutigen Amtsgebiet, das durch die beiden Abflüsse des Oberteichs zu einer niedrigen Insel wurde, begann man 1270 mit dem Bau eines steinernen Hauses. Daraus entwickelte sich bis zum fünfzehnten Jahrhundert hin eine stark geschützte Wasserburg.



Im Selmsdorfer Moor — Aufn. K. Montag

Heute ist sie verschwunden. Aus ihren Trümmern sind zum Teil die Amtsgebäude und das Schulhaus gebaut, feste Brücken überspannen die Wasserläufe und doch: aus der Verbindung des Dorfes mit dem bischöflichen Schloß erwuchs das Städtchen Schönberg. Handwerker und Beamte wurden herbeigezogen. Langsam, sehr langsam, verlor sich der dörfliche Charakter, 1822 bekam es städtische Verfassung und erlangte 1919 die volle städtische Selbständigkeit.

Der Ort macht seinem Namen Ehre. Wohl fehlen ihm Bauten von besonderer künstlerischer Ausprägung — die einst prächtige Kirche ist leider nicht in ihrer stolzen Schönheit erhalten — aber sauber und behaglich, der weiten grünen Niederung eingefügt, überhaucht von dem feuchten Duft seiner Gewässer, lindenüber-



Schönberg, Marktplatz mit Kirche — Aufn. Hempel

ſchattet um den Hügel am Markt zuſammengedrängt, entbehrt es nicht ſeines eigenen Reizes.

Vom Bahnhof kommend, nimmt den Beſucher der kühle Schatten der mächtigen, dunklen Kaſtanien- und Lindenallee auf. Freundliche Häuſer grüßen aus dem Grün ihrer Gärten oder gruppieren ſich um ſtille Raſenplätze. In läſſigem Schwung läuft die Straße hinab zu dem kleinen See, in den von drüben die Gärten, in Terraſſen oder ſanftem Hang abfallend, eintauchen. Wenn der Goldregen aufleuchtet, Flieder und Rotdorn blühen und in das eintönige Summen der Bienen das lebendige ſtarke Rauſchen der arteſiſchen Brunnen fällt, das ſo recht eigentlich dazugehört zu den heimlichen Stimmen des Städtchens, dann verſteht man, daß der Schönberger mit großer Liebe an dem guten, alten Neſt hängt. Linker Hand an der alten flechtenüberſponnenen Mauer fröhliches Stimmengewirr. Auf dem ſchattigen Platz tummeln ſich Buben und Mädchen der Realſchule, die aus der alten Ratzeburger Domſchule entſproß, drüben, jenſeits des Sees erhebt ſich der ſchöne Neubau der Bürgerſchule. Dann läuft die Straße über den „kalten Damm", deſſen Steinmauer am See noch die alten Biſchöfe richteten, und erweitert ſich nach einer leichten Biegung zu dem länglichrunden Marktplatz. Darüber erhebt ſich der mit hohen Kaſtanien beſtandene Hügel, den die Kirche krönt. Eine trauliche Geborgenheit iſt dem Platz eigen. Breit und behäbig gelegene Häuſer begrenzen und umhegen ihn. Nach Südoſten ſteigen die Sabower- und Maurienſtraße herab zu dem gewundenen Flußlauf, während die Hauptſtraße nach Ratzeburg an der Kirche vorbei leicht ausweicht und ſich ſenkt, um drüben, am alten Friedhof, wieder in das ſchattige Dunkel der Allee einzutauchen.

So iſt es eigentlich nur ein langer Straßenzug, aus dem der Kern der Stadt beſteht. Zwiſchen dem kleinen See und den Maurinewieſen eingeklemmt, muß ſie die Wachstumsringe weit hinausſchieben. An der Lübecker Chauſſee, am Malzower Weg jenſeits der Bahn, überall zeigen ſchmucke Ziegelhäuschen, daß ihre Lebenskraft nicht kümmert. Und jenſeits des Oberteiches, dem neuen Bürgerſchulhauſe entgegen, vorbei an Krankenhaus und Badeanſtalt, wächſt ein neuer Stadtteil heran.

So mag es ſein, daß eines Tages der kleine See, auf deſſen dunklem Spiegel in ſchilfigen Buchten viel tauſend weiße und gelbe Waſſerroſen blühen und leuchten, umkränzt ſein wird von Häuſern und grünen Gärten, vielleicht in Jahrzehnten — wenn dieſe Zeit der Not, die ſchwer auf unſerem agrariſch eingeſtellten Lande liegt, überwunden ſein wird.

Kraft des ſchollenverbundenen Menſchen und Liebe zur Heimat werden in dieſem Kampf unſere beſten und getreuſten Helfer ſein.